

EDDY KANTE



IN MEINEM
HERZEN
KOCHT
DAS
BLUT

EIN LEBEN
AUF DER KANTE

DIE AUTOBIOGRAFIE

Handsigniert
von
Eddy Kante

MIT JENNY BAUER

SCHWARZKOPF & SCHWARZKOPF

Eddy Kante

IN MEINEM HERZEN KOCHT DAS BLUT

**Ein Leben auf der Kante
Die Autobiografie**

Mit Jenny Bauer

SCHWARZKOPF & SCHWARZKOPF

INHALT

Ein Leben auf der Kante

VORWORT VON EDDY KANTE 7

Eddy Kante – zwei Persönlichkeiten? Vielleicht

VORWORT VON PIT UND GABI LOWACK 9

1. »Meine Kindheit war die Hölle«

ELTERNHAUS 11

2. »Mir konnte keiner mehr was«

JUGEND 39

3. »Endlich hatte ich es geschafft und war offiziell Rocker«

FREEWAY RIDERS 83

4. »Endlich konnte ich Udo richtig kennenlernen«

ANFÄNGE ALS BODYGUARD 111

5. »Auf einmal war mein Traum Realität«

AUF TOUR 143

6. »Mit jedem Klack-Geräusch wurde mir bewusster, dass ich wirklich weggesperrt wurde«

KNAST 161

7. »Zum ersten Mal war ich richtig an meine Grenzen gekommen«

JOBS 199

8. »Wenn Udo anrief, war ich zur Stelle«	
BLICK NACH VORNE	225
9. »Das Baby war meine zweite Chance«	
NEUANFANG IN HAMBURG	257
10. »Ich habe alle Höhen und Tiefen, alle Erfolge und Zweifel mitbekommen«	
SHOWBIZ	283
11. »Mein großes Glück war, dass ich mir als Jugendlicher fest in den Kopf gesetzt hatte, Udo kennenzulernen«	
EINE ART RESÜMEE	307
Und zum Schluss	
NACHWORT	313

EIN LEBEN AUF DER KANTE

Vorwort von Eddy Kante

Jetzt auch ich! Noch eine Autobiografie. Aber wie komme ich auf die Idee, dass jemand ausgerechnet meine Lebensgeschichte lesen möchte? Ganz einfach: weil sie echt ist, weil sie zum Anfassen ist und weil ich ein Junge aus dem Leben bin. Mein Buch soll mich nicht in einem besseren Licht dastehen lassen und es soll keine Ausrede sein. Mein Buch soll von meinem Leben erzählen, wie es wirklich war. Ich will zum Ausdruck bringen, dass – auch wenn man nicht mit diesem berühmten goldenen Löffel in der Schnute geboren wurde, sondern eher die harten Seiten des Lebens kennengelernt hat – man immer etwas aus seinem Leben machen kann. Ich zum Beispiel habe immer einen Traum verfolgt, meinen Traum.

In meinem Buch spreche ich von allen Höhen und Tiefen in meinem Leben. Ich erkläre, wie ich manche Dinge sah und wie ich heute dazu stehe. Ich habe nichts geschönt und nichts – wie es mir empfohlen wurde – unter den Teppich gekehrt. Ich will mich auf keinen Fall mit den dunklen Momenten meines Lebens brüsten, aber ich will dazu stehen und somit Verantwortung für meine Vergangenheit übernehmen.

Ein großes Thema in meinem Leben – und deshalb auch in meinem Buch – ist die Gewalt, die mir als Kind angetan wurde.

Für mich war es wichtig, darüber zu schreiben. Ich kann es in den Medien nicht mehr hören, lesen oder sehen, dass mal wieder Kinder von ihren Eltern verprügelt wurden und die dann einfach nur sagen: »Ich bin doch auch in meiner Kindheit geschlagen worden.«

Ich, Eddy Kante, wurde geprügelt, bis ich keinen eigenen Willen mehr hatte und nicht mehr sitzen konnte. Ich wurde tagelang im Keller eingesperrt, bis ich nicht mehr wusste, ob Tag oder Nacht war. Aber bis heute könnte ich meine Kinder nie selbst so behandeln. Die folgenden Seiten sind deshalb auch ein Statement gegen Gewalt gegen Kinder.

Dass mein Buch schon vor der Veröffentlichung so hohe Wellen schlagen würde, hätte ich selbst nie gedacht. Doch dazu später mehr, wenn ich meine Geschichte erzählt habe und sich jeder selbst ein Bild machen kann.

Eddy Kante

EDDY KANTE – ZWEI PERSÖNLICHKEITEN? VIELLEICHT

Vorwort von Pit und Gabi Lowack

Ein Sommerwochenende in Hamburg, es waren gerade Cruise Days. Wir wollten morgens um sieben schon an den Landungsbrücken sein, um uns die Schiffe anzusehen. Also waren wir so gegen sechs Uhr bei Eddy zum Frühstück. Wir waren schon auf dem Weg zum Taxi, das vor der Tür wartete, als Eddy plötzlich sagte, er habe etwas vergessen. Wir gingen mit ihm zurück und beobachteten etwas, was man von Eddy, wenn man ihn nicht richtig kennt, vielleicht nicht erwarten würde. Er, dieser harte Brocken, fegte mit der Hand ein paar Brotkrumen vom Tisch, streute diese außen auf die Fensterbank und sagte: »Da kommen gleich zwei Vögel.« Und so war es.

Ja, Eddy ist einer, der nicht nur Gutes gemacht hat, aber auch einer, der nicht nur Schlechtes gemacht hat. Das wissen alle, die ihn wirklich kennen – wie wir.

Mitte der 70er-Jahre lernten wir Eddy kennen. Unser Umfeld bestand damals aus Rockern, Rotlichtgrößen, Spielern, Hehlern und Hippies. Underground eben. Damals, noch von vielen belächelt, wollte Eddy schon immer werden, was er später wurde – Udo Lindbergs Bodyguard und guter Freund.

Für uns aber ist Eddy schon immer einer von dieser Sorte Freunde, die man an einer Hand abzählen kann. Der Typ von heute mit Nadelstreifenanzug, Glatze, Sonnenbrille und Totenkopfringen ist für uns derselbe Freund wie früher.

Als Eddy dann in den 90er-Jahren nach Hamburg zog, um näher bei Udo zu sein, haben wir uns etwas – aber nicht ganz – aus den Augen verloren. Hin und wieder kam Eddy noch für eine Stippvisite mit oder ohne Udo nach Hagen. Dann nach ein paar Jahren lud er uns für ein Wochenende nach Hamburg ein. Er war sofort wieder der gute Freund von früher. Wahrscheinlich auch deshalb wurden aus den zwei Tagen zwei Wochen bei und mit ihm. Hamburg und Ostsee, Kiez und Strand.

Wir verbrachten eine unvergessliche Zeit miteinander. Eddy zeigte uns sein Leben in allen Facetten. Wir feierten in den übelsten Kaschemmen rund um die Reeperbahn und saßen im schicken Hotel Atlantic. Er stellte uns bekannte Schauspieler und Musiker vor – oder stellte vielmehr uns denen vor. Denn bei Eddy hatten wir immer das Gefühl, dass wir die wichtigen Menschen sind, die wichtigen in seinem Leben. Für uns war das alles Neuland und für Eddy das Ziel seiner Träume. Dachten wir.

Aber eines Abends, als wir gemütlich zusammensaßen, sagte Eddy, schicke Hotels, schnelle Autos und berühmte Bekannte seien nicht alles. Ihm fehle manchmal auch etwas. Wir konnten das nicht verstehen und sahen ihn nur fragend an. »Ihr habt euch«, sagte er dann. »Seid stolz darauf.«

Eddy bat uns um ein paar Zeilen als Vorwort für dieses Buch. Das waren sie. Und nun hoffen wir, ihr seid neugierig darauf, zu erfahren, wie aus Frank Schröder Eddy Kante wurde.

Pit und Gabi

1

**»MEINE KINDHEIT
WAR DIE HÖLLE«**



Elternhaus

Die Arme meiner Mutter

Die Arme meiner Mutter
Waren aus Asphalt,
Die Milch, die mich ernährte,
Bestand nur aus Gewalt

Gefühle tief begraben,
Das Herz so jung und wild,
Die Wärme, die ich suchte, ist die Hitze,
Die mich killt

Die Arme meiner Mutter
Waren aus Asphalt,
Die Milch, die mich ernährte,
Bestand nur aus Gewalt

Den Schmerz zu bekämpfen,
Der wie ein Messer sticht,
Ist die Liebe, die ich finde,
Tief im roten Licht so viele goldene Träume
Gefangen in meiner Brust,
Aus Gold wurde Asche,
Geblichen ist die Lust

Die Arme meiner Mutter
Waren aus Asphalt,
Die Milch, die mich ernährte,
Bestand nur aus Gewalt

Ich weiß, es gibt den Weg,
Den direkt ins Ziel,
Egal, was es auch kostet, es ist mir nicht zu viel,
Habe keine Zeit zum Rasten,
In meinem Herzen kocht das Blut

Ich kann nicht auf dich warten,
In meiner Seele brennt die Wut,
Das Leben hart und kalt gefühlt,
Die Liebe noch lange nicht verglüht,
Ein Flammenmeer
Und es müssen noch mehr Gefühle her

EDDY KANTE

Wie diese Geschichte, meine Geschichte, die Geschichte, wie Frank Schröder zu Eddy Kante wurde, anfängt, weiß ich selbst nicht genau. Eines steht fest: Ich bin ein Hagener Junge. Im St.-Josefs-Hospital im Stadtteil Altenhagen bin ich am 8. Oktober 1959 als Frank Schröder zur Welt gekommen und habe zum ersten Mal meine große Klappe mit einem lauten Schreien aufgerissen.

Quengelig blieb ich auch in den folgenden Monaten. Allerdings wohl nicht, weil mir kalt war. Denn ich hatte trotz Winter und Schnee im Gegensatz zu den anderen Kindern meines Alters immer warme Hände. Vermutlich steckte ich schon damals voller Energie und Tatendrang. Das alles – aber auch nicht mehr – hat mir zumindest viele Jahre später meine Tante Hilde erzählt. Mama konnte ich da nicht mehr fragen, sie war zu früh gestorben. Viel zu früh. Und mein Vater? Der hatte meine Mutter zwar noch ein paar Monate nach meiner Geburt geheiratet, sich dann aber doch recht bald verpisst. Viel zu bald. Ich weiß deshalb nichts von mir als Baby. War ich ein Schreikind? Wann bekam ich meine ersten Zähnnchen? Was war mein erstes Wort? Ich weiß es nicht. Mit Fotos versuche ich seit einigen Jahren, für mich selbst ein paar Fakten zu rekonstruieren. Mit dem Alter kommt die Frage nach den eigenen Wurzeln. Den Bildern nach hatte ich immerhin – im Gegensatz zu heute – ein paar Härchen auf dem Kopf. Rotblond waren sie, so wie bei all meinen eigenen Kindern im Babyalter. Wenn ich mir diesen kleinen Kerl mit dem aufgeweckten Blick auf den Fotos so anschau, muss ich schmunzeln und suche weitere Ähnlichkeiten zu meinem Nachwuchs. Wie dieses Kleinkind Frank war, kann ich mir dabei jedoch nicht vorstellen. Ich bin mir aber sicher, dass er ein lieber Kerl war. Dafür, dass er später ein Leben führen wird, in dem er immer wieder gefährlich nah an den Abgrund gerät, kann dieser Kleine nichts.

Neben den Fotos helfen mir auch ein paar Dokumente, die Vergangenheit nachzuzeichnen. Laut Stammbuch hatte ich eine jüngere Schwester, die aber ein paar Tage nach ihrer Geburt starb. Dass sie eine Frühgeburt war, weiß ich erst seit April 2013. Nach all den Jahren der Verletzung, der Wut und schließlich des Ignorierens habe ich meinen leiblichen Vater wiedergetroffen. Während meiner Jugend kam er einmal im Jahr zum Geburtstag vorbei, drückte mir 20 Mark in die Hand und verschwand wieder. Alle weiteren Versuche von mir, so etwas wie eine Beziehung aufzubauen, verloren sich im leeren Raum seines Desinteresses. Für ihn war klar: Ist mit der Frau Schluss, ist auch mit dem Kind Schluss. Es dauerte lange, bis ich das verstand. Irgendwann reichte es mir und ich gab auf, gab ihn auf. Der Kontakt brach völlig ab. Das war okay. Ich war zu abgelenkt und dachte nicht darüber nach. Bis jetzt. »Wie Papa«, sagt meine Halbschwester Maren regelmäßig über mein Aussehen. Und wenn ich mir meine Tochter Emily so anschau, dann sehe ich immer häufiger eine weibliche Version von diesem kleinen Frank, den ich nur von Fotos kenne.

Ich wollte mehr wissen. Ich wollte wissen, ob ich wirklich wie mein leiblicher Vater bin, deshalb habe ich ihn nun nach all der Zeit wiedergetroffen. Es sollte keine Abrechnung oder so etwas werden. Ich habe ihm gegenüber keinerlei negative Gefühle. Er ist abgehauen und hat sich nicht gekümmert. Was soll ich machen? Soll ich ihm den Kopf abreißen? Es war die reine Neugier, die mich trieb. Alle meine anderen Verwandten seiner Generation sind tot. Wen sollte ich sonst fragen? Ich war jahrzehntelang bockig, das reicht.

Seine Erinnerungen, von denen ich mir so viel erhofft hatte, fielen jedoch eher dürrig aus. Ich zeigte ihm die Fotos. Er erklärte mir, wer die Personen darauf waren. Er zeigte mir Verwandte aus Frankreich, von denen ich zuvor noch nie etwas gehört hatte. Aber davon, wie ich als Kind war, wusste er noch weniger als ich. Es hat ihn damals schlicht nicht interessiert. Er wusste noch nicht einmal, wie es mir bei meinem Stiefvater ergangen war. Er wusste nicht, warum ich mit zehn Jahren zu Tante Hilde gekommen war. Das musste ich ihm alles erzählen.

Denn dass mein Vater mich als Baby sitzen gelassen hat, das war nie das große Thema meiner Kindheit gewesen, mit dem ich gerungen habe und an dem ich fast verzweifelte. So traurig allein schon dieses Verlassenwerden ist, noch viel trauriger ist das, was danach passierte. Das, woran ich mich sehr wohl erinnern kann. Leider. Mein Thema war und ist, dass ich immer verprügelt wurde. In den Nachrichten sprechen die Experten immer von »häuslicher Gewalt«. Das klingt wie »hausgemachter Kuchen« und ist ein völlig falscher Begriff. Was für ein beschönigender Begriff dafür, dass ein Kind nicht zur Schule gehen kann, weil es grün und blau geschlagen wurde. Was für ein lächerlicher Begriff dafür, dass ein Kind nächtelang zur Strafe in den dunklen Keller gesperrt wird. Und was für ein unzureichender Begriff dafür, dass ein junger Erwachsener noch Jahre später Angst hat, an dem Haus vorbeizugehen, in dem er als Junge wohnte.

Das Haus gibt es noch immer. Es steht in Hagen-Kabel. Heute hängt an der dreckweißen Fassade eine Werbetafel, von der ein Bankberater herunterlächelt. »Der Mittelstand setzt auf Werte. Wir auch«, steht unter seinem Konterfei. Kabel war bereits in den 60er-Jahren ein typischer Arbeiterstadtteil im Ruhrpott. Die Männer malochten, die Frauen machten den Haushalt, und das Wochenende verbrachte die ganze Familie im Schrebergarten. Die Gastarbeiter von nebenan wurden mit einer Mischung aus Wohlwollen und Skepsis aufgenommen. Das Durchschnittsleben, das Normalsein, das Wie-alle-anderen-Sein hatte Priorität. Bloß nicht auffallen. Was sollen die Nachbarn sagen? Die Gegend trug zwar beachtlich zum Wirtschaftswunder in Deutschland bei und viele träumten von einer glänzenden Zukunft, trotzdem konzentrierten sich die Hagener vorerst darauf, ihre kleine, heile Welt aufzubauen.

Als Kind interessierten mich Wirtschaft und Politik naturgemäß nicht die Bohne. Nur einer, der hatte es mir irgendwie angetan: Ludwig Erhard. Ich habe ihn in den Nachrichten immer nur mit Zigarre gesehen. Das hat mich fasziniert. Außerdem sah er immer so gemütlich aus. Wenn er im Fernsehen über die aktuelle Politik meckerte, fand ich das lustig. Ich habe mir gedacht, so stelle ich mir

meinen Opa vor. Laut gesagt habe ich das natürlich nicht. Denn der Alte hat sich immer über Erhard aufgeregt, denn der war von der CDU und er wählte SPD.

Der Alte, das war der neue Mann, den meine Mutter kennengelernt hatte. Ich nenne ihn »den Alten«, denn schon das Wort »Stiefvater« ist viel zu positiv für ihn. Mit ihm kam sein Sohn Ralf, der nur ein Jahr älter war als ich, in mein Leben. Ralf wiederum nenne ich nicht Stiefbruder, denn das Wort wäre viel zu negativ für ihn. Wir waren Brüder. Ich war der mit der großen Klappe und er der ruhige, zurückhaltende Typ. Wir teilten uns ein Zimmer und hatten Wellensittiche, die Hansi und Stubsi hießen. Wenn es regnete, spielten wir Halma und Mensch ärgere Dich nicht – allerdings nur so lange, bis ich dabei war, zu verlieren. Denn das konnte ich überhaupt nicht gut. Das soll ich von meiner Mutter geerbt haben. Flog mein Männchen also zum zehnten Mal, während die von Ralf sich unaufhörlich dem Ziel näherten, schmiss ich schon mal das Spielbrett durch die Gegend.

Da waren Fantasiespiele, bei denen ich in meine eigene Welt flüchten konnte, schon viel mehr mein Ding. Oft holten wir uns den Wäschekorb von Mama, legten uns ins Bett, drehten den Korb um, deckten ihn mit Handtüchern ab und stülpten ihn uns über die Köpfe. Das war unser Raumschiff Orion. Gemeinsam spielten wir die Abenteuer von Commander Cliff Allister McLane und seiner Crew nach. Oder wir waren Batman und Robin. Zumindest bis Ralfs bester Freund sein neuer Robin wurde und ich raus war. Wir waren auch beide Mitglied beim Fußballverein SV Boele-Kabel. Ich sage bewusst nicht, wir spielten beide Fußball, denn Ralf spielte und ich saß auf der Bank. Ich hatte kein Interesse daran, mit 21 anderen Jungs einem Ball hinterherzulaufen. Bis heute lässt mich Fußball kalt, aktiv und passiv. Trotzdem musste ich einmal in der Woche zum Training. Das war so ein Muss vom Alten, entweder Fußball oder Boxen. Und auf Boxen hatte ich auch keinen Bock, ich wollte mir ja nicht freiwillig auf die Fresse hauen lassen. Also wählte ich das kleinere Übel. Aber Ralf, der war ein richtig guter Fußballspieler und schon immer ein leidenschaftlicher Schalke-Fan gewesen.

Ich dagegen verbrachte meine Zeit am liebsten draußen beim Spielen. Gleich hinter unserem Haus, da wo heute Familienhäuschen stehen, kamen Weiden, Felder, der Froschteich Löhken und dann die ersten Bäume des Fleyer Walds. Mit den Kindern aus der Nachbarschaft haben wir Fangen, Verstecken und Schnitzeljagd gespielt. Oder wir sind einfach nur herumgestrolcht. An Flausen im Kopf hat es uns nicht gemangelt. Als hinter unserem Haus ein neues gebaut wurde, spielten wir immer in der Baugrube, die nach Regen mit Wasser gefüllt war. Wir standen im knietiefen braunen Wasser, planschten herum und beschmissen uns mit dem Matsch, den wir mit den Händen vom Boden schabten.

An der Kreuzung Schwerter Straße/Wandhofener Straße wurde damals ein Hochhaus gebaut. Wie aufregend war es für uns, den Rohbau zu durchforsten. Die Abenteuerspielplätze von heute sind dagegen geradezu langweilig. Vor dem Betongerippe stand ein Bauwagen. Auch den haben wir im Winter erkundet. Es war einmal sehr kalt, also fingen ein paar von uns an, in einer Tonne, die auf dem Tisch stand, Papier zu verbrennen. Das war mir aber zu lasch. Da habe ich gesagt: »Wartet mal, wir haben noch Heizöl im Keller«, und habe es geholt. Es kam, wie es kommen musste. Auf einmal brannte der ganze Wagen und die Feuerwehr kam. Wir führten nie etwas Böses im Schilde, aber irgendwie hatte ich ein Talent dafür, dass meine Jungsstreiche außer Kontrolle gerieten.

In unserer Gegend gab es auch so eine Edelvilla. Als Kinder haben wir uns über die immer Schauergeschichten erzählt, dass da böse Leute wohnen würden und solche Sachen. Irgendwann, so habe ich es in Erinnerung, haben sich da drin auch mal zwei Männer duelliert und einer wurde dabei erschossen. Ab da war die Villa für uns vollends zum Spukschloss geworden. Wir haben eine Mutprobe daraus gemacht, möglichst nah an das imposante Gebäude heranzukommen. Es war durch ein Eisentor und eine Hecke geschützt. Wir haben es maximal zwei Meter auf das Grundstück geschafft und sind dann so schnell wie möglich wieder zurückgerannt.

Das war nicht die einzige Mutprobe. Mal ging es darum, den Elektrozaun anzufassen oder draufzupinkeln, mal darum, einen

Frosch aufzublasen. Ich habe jede Mutprobe gemacht. Wobei, das mit dem Frosch war schon ziemlich ekelhaft. »Das machst du eh nicht«, hat einer gesagt. »Na sicher«, habe ich geantwortet. Also haben wir am Löhken einen Frosch gefangen, ihm einen Strohhalm in den Hintern gesteckt und ihn aufgepustet. Er ist nicht geplatzt, aber als er schon ganz rund war, fast wie eine Kugel, habe ich ihn den anderen zugeworfen und dann sind alle weggerannt.

Im Löhken verschwand auch mein rechter Holzschlappen. Wir haben rund um den Froschtümpel gespielt. Und wer fällt rein? Der kleine Frank. Meine Füße steckten in dem matschigen Boden fest und meine Freunde mussten mich rausziehen – ohne den Schlappen.

Solche Geschichten sind mir im Gedächtnis geblieben. Aber oft passierte auch gar nichts Außergewöhnliches und wir taten das, was alle Kinder unserer Generation machten. Auf dem Spielplatz versuchten wir, auf der Schaukel einen Überschlag zu machen. Wir verdienten uns ein paar Mark, indem wir für den Bauern nebenan Kartoffeln vom Feld einsammelten. Darin war ich gut, denn es hat mir Spaß gemacht. Für ein paar Groschen holten wir uns dann am Kiosk gemischte Bonbons.

Ich bin katholisch getauft und habe einen katholischen Kindergarten besucht. Die Erzieherinnen waren Nonnen. Komisch fand ich das nicht, ganz im Gegenteil. Gleich ein paar Meter weiter war ein evangelischer Kindergarten. Und wenn ich die Erzieher von dort sah, konnte ich immer gar nicht verstehen, warum die ganz anders aussahen als die bei mir im Kindergarten. Vor dem Essen wurde gebetet. Und auch noch mal wenn der Kindergarten zu Ende war und wir abgeholt wurden. Richtig etwas anfangen konnte ich damit nicht. Ich wusste damals nicht, woran ich überhaupt glauben sollte. Manchmal ertappe ich mich aber heute noch, wenn ich zufällig einen Gottesdienst im Fernsehen sehe, wie ich das Glaubensbekenntnis und das *Vaterunser* mitspreche. Bei meiner Mutter und dem Alten habe ich nicht viel von Religiosität mitbekommen. Meine Kommunion feierten sie wohl nur, weil es alle taten. Es gibt ein Foto von diesem Tag. Im schwarzen Anzug und mit der Kommunionkerze in der Hand stehe ich vor unserem Haus. Ich kann nicht sagen, wie oft ich

schon auf dieses Bild geschaut und versucht habe, mich an irgend-
etwas von diesem Tag zu erinnern. Von der Feier, vom Gottesdienst,
wie ich mich gefühlt habe. Und dann gucke ich mir die Schuhe und
den Anzug an und erinnere mich daran, wie es Dresche gab, wenn
die Sachen dreckig waren.

Alle Erinnerungen an meine Kindheit sind von der Gewalt über-
schattet, die der Alte mir zu Hause antat. In der Baugrube hinterm
Haus spielte ich nur so lange, bis er es mitbekam und mich dafür ver-
prügelte. Als ich meinen Schuh im Löhken verlor, hatte ich endlos
Schiss, nach Hause zu gehen, weil ich wusste, was mir blühte. Und so
kam es dann auch. So sehr ich die Zeit draußen auch genoss, ich kam
nie zu spät heim. Zu groß war die Angst vor den nächsten Schlägen.
Ich habe meine ganze Kindheit in Angst verbracht. Ich finde es selbst
traurig, aber es gibt leider nur wenige schöne Geschichten aus meiner
Kindheit. Wann bekomme ich wieder auf die Fresse? Wann werde ich
wieder eingesperrt? Diese Fragen haben mein Leben bestimmt. Das
Schöne, das waren nur kurze Momente. Aber die Gewalt, das war
mein Leben, das war meine Kindheit. All das kann ich ausführlich
schildern. Das ist noch drin in meinem Kopf. Leider.

Es fing schon im Kindergartenalter an. Irgendwas gab es immer.
Der Alte brauchte keinen Grund, um zuzuschlagen. Mit der flachen
Hand, mit dem Riemen, mit einem Stock. Mein eigenes Blut sah ich
nicht wie die meisten anderen Kinder zum ersten Mal, weil ich mir
das Knie aufgeschürft hatte, sondern weil ich Dresche bezogen hatte.

Familienleben, so wie ich es von meinen Freunden kannte, gab
es bei uns nicht. Mein klassischer Sonntag lief so ab: Gleich gegen-
über von unserer Wohnung war ein Gasthaus, das Treppchen hieß.
Da war der Alte oft drin. Der Alkohol schmeckte ihm. Sonntags
wurden Ralf und ich dann immer vorgeschickt, um ihn zu holen,
weil das Essen fertig war. Er war da am Skatkloppen und kam natür-
lich nicht, wenn wir sagten: »Komm, Vati, Essen ist fertig.« Er hat
einfach weitergezockt und wir durften flippeln. Nicht ein Wort der
Widerrede haben wir uns getraut zu sagen. Irgendwann kam Mama
und hat uns drei geholt. Aber dann gab es auch kein Essen mehr.
Dann gab es erst mal Schläge für sie, weil sie ihn da rausgeholt hatte.